



Geschichte der deutschen Kunst

<<Das>> späte Mittelalter von Rudolf von Habsburg bis zu Maximilian I. :
die Kunst der Gotik / Georg Dehio

Dehio, Georg

Berlin [u.a.], 1930

Das bürgerliche Wohnhaus

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96210](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96210)

nehmen Verhältnissen gefühlt haben — man denkt mit Schauern, wie es später in diesen Gegenden aussah. Als Kriegsbauten sind diese reizenden Phantasieergüsse recht harmlos, auch dann, wenn sie vor das Haupttor noch ein Vorwerk mit Außentor hinsetzen. Gern bewundern wir aber die immer neuen Wendungen der Erfindungsgabe, nie kommen Wiederholungen vor (Abb. 280—287). — Eine große Stadt mit schon monumentalen Traditionen dachte über diese Dinge freilich anders; warum kommt etwas wie das Lübecker Holstentor nur einmal vor (Abb. 279)?

DAS BÜRGERLICHE WOHNHAUS.

In seiner Geschichte bleibt vieles dunkel. Klar ist die tiefe und grundsätzliche Verschiedenheit vom antiken Hause, klar auch andererseits, daß im mittelalterlichen Hause die wichtigsten Züge des modernen bereits festgelegt sind und daß — wie in Parenthese hinzugefügt werden darf — der neue, nordisch bedingte Typus, wir wissen nicht, von wann ab, auch für Italien maßgebend wurde. Das antike Haus ist ausschließlich Innenbau, ohne Fassade, ohne Fenster, allein durch das gegen den Himmel offene Atrium und Peristyl beleuchtet, in den Haupträumen eingeschossig, auf der Fläche weit ausgedehnt in einer gruppierenden Folge verschieden großer Räume — das mittelalterliche ein bedachtes und an den Wänden befenstertes, im Grundriß zusammengedrücktes, nach der Höhe vielgeschossig aufgeschichtetes Gebäude. Ob etwa der südliche Typus unter dem Einfluß des nordischen Klimas schon bei den Römern sich in jener Richtung gewandelt und damit diese Entstehung des mittelalterlichen Typus in irgendeinem Umfange beeinflußt habe, läßt sich mit irgendeiner Sicherheit weder bejahen noch verneinen; wahrscheinlich ist es indessen nicht. Das Bürgerhaus hat die relative Einheitlichkeit seines Typus erst im späteren Mittelalter gewonnen, im frühen standen zwei beträchtlich unterschiedliche nebeneinander. Der eine kam vom Bauernhaus, der andere von der Burg her, jener von den Kleinburgen, dieser vom städtischen Adel aufgenommen. Während aber auf dem platten Lande das Bauernhaus sich in seiner Beharrungszähigkeit beinahe außer der Geschichte stellt, und während auch die Burg nur wenig entwicklungsfähig sich erweist, so gewinnen beide Typen durch die Verpflanzung in die Stadt die Neigung, nicht nur einmal, sondern oft und schnell ihre Erscheinung zu verändern.

In unserem Denkmälervorrat sind die ersten Generationen der Bürgerhäuser, insoweit sie sich — und dies war die Masse — an das Bauernhaus anschlossen, gänzlich verschwunden. Erhalten haben sich dagegen aus verhältnismäßig früher Zeit einige patrizische Behausungen. Wir sind froh, sie zu besitzen, müssen uns aber sagen, daß das Hauptproblem durch sie keine Förderung erfährt.

Sechstes Buch zweites Kapitel.

Im Örtchen Winkel im Rheingau liegt ein kleines, verhältnismäßig gut erhaltenes romanisches Haus, das neuerlich als das »älteste, deutsche Haus« ausgerufen worden ist. Der Anspruch kann für näherungsweise begründet gelten, auch wenn man zugeben muß, daß es nicht das Haus des 849 in Winkel verstorbenen Rabanus Maurus gewesen, vielmehr erst aus dem 11. Jahrhundert (1. Hälfte) stammt. Es bildet im Grundriß ein Rechteck von 11 x 13 m. Eine breite Rundbogenpforte führt in das niedrige, zweiteilige, schwach beleuchtete Erdgeschoß; im Obergeschoß lag ein Saal mit größeren, gruppierten Rundbogenöffnungen und ein paar kleinen Wohngemächern, eines mit Kamin. Die Treppe (aus Holz?) kann nur außen angefügt gewesen sein. Die Behandlung der Gesimse und einiger Zierstücke ist schlicht ohne Ärmlichkeit. Offenbar hat hier ein ansehnlicher Mann, etwa ein erzbischöflicher Beamter, seine Wohnung gehabt, und es muß zur Kenntnis genommen werden, daß er es nicht für nötig hielt, sein Haus wehrbar zu machen. Eine feste Hofmauer wird natürlich nicht gefehlt haben. — Ein zweites romanisches Haus, etwa aus der Zeit Friedrich Barbarossas, liegt in Rosheim im Elsaß; wie das vorige kein Stadthaus, sondern außerhalb des Berings und dennoch, gleich dem Hause im Rheingau, unbefestigt. Die Herrschaft bewohnte das Mittelgeschoß, welches nach der Straße ein fein verziertes, gekuppeltes Fenster mit steinernem Doppelsitz besaß. Vermutlich sehen wir hier das von einer *nobilis matrona nomine Willebirc* der Äbtissin Herrad von Landsberg geschenkte Steinhaus vor uns.

Haben wir hier zwei unbefestigte adlige Vorstadthäuser kennengelernt, so gab es umgekehrt auch mitten in den Städten burgartig feste Adelshäuser. Wir können nicht behaupten, daß sie überall vorkamen. Beispiele derselben haben sich in mehreren Reichsstädten und am zahlreichsten in Regensburg erhalten. Von den fünf Stadtburgen aus romanischer Zeit, die Trier am Anfang des vorigen Jahrhunderts besaß, ist allein noch der sogenannte Frankenturm, etwa aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, erhalten (Abb. 288). Das Erdgeschoß war an der Straßenseite ursprünglich ohne Tür- und Fensteröffnung. Das Hauptgeschoß bildete einen einzigen Raum. Das Obergeschoß ist fast ganz zerstört. Nebengebäude im Hof aus leichtem Material sind vorauszusetzen. Am reichsten an Häusern mit »Streittürmen« ist, obgleich noch im 19. Jahrhundert vieles abgebrochen wurde, Regensburg. Zwei von ihnen, die später in den Komplex des Rathauses einbezogen wurden, zeigt Abb. 295. Die Grundstücke pflegen tief zu sein; es gab dann noch ein zweites steinernes Hinterhaus; das Haupthaus enthielt einen Saal mit Gruppenfenstern. Durch die Menge seiner Adelstürme muß Regensburg einen Eindruck gemacht haben, wie heute noch einige Städte Italiens, am ausgeprägtesten San Gimignano. (Vgl. auch die Ansicht von Mühldorf am Inn, Abb. 268.) Der praktische Wert dieser Türme war nicht einmal sehr groß, denn von so wilden Parteikämpfen, wie sie die italienischen Städte durchtobten, erfahren wir aus den deutschen des 13. und 14. Jahrhunderts nichts; sie waren in dieser Zeit mehr nur ein Standesabzeichen, etwa wie der Ritter sein Schwert auch bei solchen Gelegenheiten nicht ablegt, wo er nicht daran denkt, es ziehen zu müssen. Dieselbe Betonung adliger Sitte zeigt sich in der inneren Einrichtung. Wir stoßen öfter auf Reste von Wandgemälden mit Szenen aus dem höfischen Epos. Im Dollingerhaus in Regensburg ist auf einem breiten Fries in Stuckreliefs ein Turnier zur Darstellung gebracht. Sodann mußte ein Haus von Rang seine eigene Hauskapelle besitzen. In Regensburg zählt ein Verzeichnis aus dem 17. Jahrhundert ihrer 60 auf; heute ist es vielleicht noch ein Dutzend; durch den Reichtum der Architekturformen dem Durchschnitt der ländlichen Burgkapelle überlegen.

Über das 13. Jahrhundert hinaus wurde die Neuerrichtung bei ähnlichen Adelshäusern von der Stadtgemeinde nicht mehr geduldet; auch hatte die ritterliche Lebensführung aufgehört, ein so blendendes Ideal zu sein, wie früher. Nur noch als vornehmer Archaismus bleiben einzelne kriegerische Formreminiszenzen übrig. Ein Beispiel solcher Spätlinge ist das bekannte Haus in Nürnberg gegenüber der Lorenzkirche (ohne Grund »Nassauer Haus«

Die Stadt.

genannt). Es wurde 1442 von einem reichen Patrizier, Ulrich Ortlieb, aus einer älteren Anlage ausgebaut. Die beiden Untergeschosse besaßen ursprünglich keine oder höchstens ganz kleine Fenster, das zweite Obergeschoß (früher mit großen Spitzbogenfenstern) enthielt die Festräume; der reizende Erker wird ein »Chörlein« gewesen sein, d. h. den Altar eines Kapellenzimmers enthalten haben, die vorgekragten Erkertürmchen an den Ecken sind ein Atavismus ohne praktische Bedeutung.

Um es noch einmal kurz zu sagen: die älteste deutsche Stadt war in ihrer baulichen Erscheinung wie ein großes, befestigtes Dorf. Indem aber neue, eigentlich städtische Lebensformen sich ausbildeten, veränderten sich auch die Bauformen: das vornehme Haus legte seine Burgähnlichkeit ab, aus den Ackerhöfen wurden Stadthäuser, der Individualismus im Bauen wich sozialer Gebundenheit. Das Sinnbild dieser Entwicklung — des Sieges der Stadt über das Dorf — ist die Entstehung des Reihenhauses. Das 13. Jahrhundert war darin epochemachend.

In einigen niederdeutschen Städten (besonders Braunschweig, Osnabrück, Soest) sind Erinnerungen an das ackerbürgerliche Stadium mit Stilformen des 12. und 13. Jahrhunderts noch erhalten. Es sind die sogenannten Steinkammern oder Kemenaten. Sie lagen frei im Hintergrunde des Hofes. In ihnen lag der einzige heizbare Wohnraum. Besonders aber wird ihre Aufgabe gewesen sein, im Falle einer Feuersbrunst, dieser ständigen Plage jener Zeiten, die wertvollere Habe zu schützen. In Braunschweig sind noch auf mehr als 80 Grundstücken Spuren ehemaliger Kemenaten nachgewiesen worden. Abb. 290 gibt ein Beispiel aus dem Städtchen Corbach im Fürstentum Waldeck, etwa aus der Zeit um 1300. Die nächste Entwicklungsstufe hatte zur Voraussetzung, daß an die Stelle der Ackerbürger Handwerker und Krämer einrückten. Diese brauchten weniger Platz, die Grundstücke konnten und mußten zerteilt werden, zwar so, daß jeder Besitzer einen Anteil an der Straße hatte, an welche nunmehr auch das Wohnhaus zu stehen kam. So bildeten sich allmählich die geschlossenen Straßenzeilen, die Reihenhäuser, heraus. Am weitesten voraus in dieser Entwicklung waren naturgemäß die alten Städte des Westens. Auch das Patriziat gewöhnte sich an den neuen Typus. In Mainz, Köln, Trier haben sich spätromanische Häuser von edler Kunstform und bedeutender repräsentativer Wirkung erhalten. Im 14. Jahrhundert stand das öffentliche Bauwesen, die Stadtbefestigung, die Rathäuser und sonstige Gemeindebauten, im Vordergrund des Interesses; auch das mittlere und kleinere Bürgerhaus machte Fortschritte; aber der künstlerischen Ausbildung des vornehmen Wohnhauses war diese Zeit der antiaristokratischen Parteikämpfe nicht günstig. Auch wird man sagen müssen, daß die Hochgotik in ihrem künstlerischen Habitus zu spröde war, um den Aufgaben des Wohnbaus viel abzugewinnen. Die fruchtbarste Epoche in der Geschichte des deutschen Bürgerhauses ist die von etwa 1470 bis zum Schluß des 16. Jahrhunderts.

Die stilistische Spaltung zwischen Spätgotik und Renaissance trifft nur die Oberfläche; in allen wesentlichen Belangen ist es eine einheitliche Architektur. Ungern verzichten wir auf eine zusammenfassende Betrachtung.

Am besten haben sich von den alten Häusern die Umfassungsmauern erhalten. Die innere Einteilung ist, den veränderten Lebensgewohnheiten Rechnung tragend, im Laufe der Zeiten vielfältig umgestaltet worden. Wir können sie hier nur in großen Zügen schildern. — Allgemein durchgeführt ist die Lage des Hauses an der Straße. Der schmale und tiefe Hof enthält in Niederdeutschland, wo ein Rest landwirtschaftlichen Betriebes sich länger fristete, die Stallungen und Scheunen, in Oberdeutschland ein zweites Wohnhaus, das mit dem Haupthaus durch eine Hofgalerie verbunden ist. Für Niederdeutschland charakteristisch, ein Erbstück aus dem Bauernhause, ist die weite und hohe, bis zum Dach aufsteigende Diele. Von ihr abgesondert und in zwei Geschosse geteilt ein Seitenraum, unten, wenn es ein Kaufmannshaus ist, die Schreibstube, im Zwischengeschoß die Schlaf- und Wohnzimmer, im hohen Giebelraum in vielen Lagen übereinander die Speicher. Im oberdeutschen Hause entspricht der Diele eine niedrig gehaltene Erdgeschoßhalle, hier Ehren oder Fleetz genannt; dafür haben die Wohnzimmer mehr Raum gewonnen; die bestausgestatteten liegen, vom Tagesleben entfernt, im zweiten Obergeschoß (wie ja auch in den Schlössern der Festsaal regelmäßig zuoberst angeordnet ist). Recht unvollkommen waren die inneren Verbindungen. Was die Treppen betrifft, so konnte die geräumige niederdeutsche Diele mit einer geradläufigen Anlage an einer der Längswände auskommen. Für die komplizierteren Grundrisse Oberdeutschlands erwies sich als das Geeignete die in einem gemauerten Zylinder aufsteigende Schneckenstiege, meist an der Hinterseite des Hauses untergebracht und mit dem Eingang vom Hofe. Die Renaissance gab dem »Wendelstein« eine glänzende Ausbildung, das Motiv ist aber nach Ursprung und Charakter ausgeprägt spätgotisch.

Zeigt der süddeutsche Ehren die Neigung, sich in eine relativ niedrige und enge Gewölbehalle zu verwandeln, so gewinnt dafür der Hof für das Leben der Hausbewohner eine Bedeutung, die ihm in der Neuzeit wieder verlorengegangen ist. Offene Galerien vermitteln in ihm den Verkehr von Vorder- und Hinterhaus durch alle Stockwerke. Sie verliehen dem (in den Fassaden meist einfachen) süddeutschen Hause Traulichkeit und malerischen Reiz, zuweilen selbst architektonischen Reichtum. Das fast bäuerisch schlichte, aber mächtige Zimmerwerk der Hofgalerien in der alten Bischofsresidenz zu Bamberg trägt das Datum 1479. Nürnberg hat wenig später zierliche Steinarkaden mit reichen Maßwerkbrüstungen (Abb. 305), und besonders im südöstlichen Baiern und in Österreich sind die steinernen Laubenhöfe gang und gäbe und bewahren ihre spät-

gotische Einzelausbildung bis ans Ende des 16. Jahrhunderts. Obschon es unabhängig von der Renaissance ist, so empfinden wir doch mit Recht das ganze Motiv als südlich; es hat seine guten Gründe, daß es in Norddeutschland unbekannt war und hier auch durch die Renaissance nicht eingebürgert wurde.

Bemerken wir noch, daß das deutsche Bürgerhaus im Vergleich zu den in Westeuropa üblichen Formaten groß zu nennen ist. Die geläufige Vorstellung von der Enge der mittelalterlichen Städte ist nur bedingt richtig: eng war der Straßenraum, aber nicht die Bebauung überhaupt. Von den tiefen Höfen sprachen wir schon. Außerhalb der Hauptstraßen blieb viel Raum übrig für geistliche und adlige Höfe, für Klöster und Gärten. Eng war sodann, was nach Abzug der dem Gewerbebetrieb dienenden Räume für die eigentlichen Wohngemächer abfiel; eng, schlecht gelüftet und schwach beleuchtet. Die Parzellierung der Grundstücke brachte es mit sich, daß nur die Schmalseiten des Hauses an der Straße und dem Hofe teilhatten, während die auseinanderstehenden Längsseiten fensterlos blieben.

Die physiognomische Besonderheit des Stadthauses ist mithin, daß für dasselbe zu künstlerischer Wirkung allein die Fassade in Betracht kommt. Ihre Hauptausdehnung hat sie regelmäßig in der Höhenrichtung. Es sind praktische Notwendigkeiten der Raumausnutzung, die darauf hinführten; man bemerkt aber auch, daß dieses zugleich dem gotischen Formgefühl entgegenkam. Schwankend ist nur die Gestaltung des oberen Abschlusses. Derselbe ist waagrecht, wenn das Dach so gelegt ist, daß sich die Traufseite der Straße zukehrt; giebelförmig, wenn der First der Tiefenrichtung folgt. In dieser Hinsicht waren die provinziellen Gewohnheiten verschieden. Es gibt Städte fast ohne Giebelhäuser, wie z. B. Braunschweig und die Harzstädte und viele in Süddeutschland. Nürnberg hat einige große und reich behandelte Giebel, aber nur dort, wo sie nicht vermieden werden konnten, d. i. an Eckhäusern. Ebenso Straßburg. Andererseits kennen die norddeutschen See- und Tieflandsstädte nur die Giebelfassaden, obgleich gerade hier das Klima — Schnee und Regen — die tiefen Einsenkungen zwischen den Dächern zu einem Übelstand machte (Abb. 314). Ist es also nicht richtig, das mittelalterliche Stadthaus durchaus als Giebelhaus sich vorzustellen, so trifft es doch zu, daß nur dieses den Charakter der gotischen Fassade zu voller Entwicklung gebracht hat. Als normal kann der Neigungswinkel von 60° angesehen werden. Jede Abweichung davon macht sich sofort bemerkbar*. Die Abtreppung der Giebelschrägen war schon dem späten Romanismus bekannt und bildete in der Gotik so sehr die Regel, daß sie sich selbst auf

* Noch steilere Winkel kommen nur im Norden vor, erheblich flachere, offenbar unter Einwirkung des alpinen Bauernhauses, in Oberbayern und im Allgäu. Eine Eigentümlichkeit des Inngebietes sind die durch eine horizontale Mauer maskierten Grabendächer, von denen Abb. 268 eine Vorstellung gibt.

die Brandmauern — wenn der First mit der Straße parallel gelegt ist — erstreckt. Auf alle Fälle ist der Giebel der bewegteste Teil der Fassade, er hilft, das Auge nach oben ziehen. Diese Absicht ist so wesentlich, daß auch die nach der Straße abfallenden Dächer eine Belebung durch Luken empfangen, aus denen in allmählichem Anwachsen die Dacherker und Zwerchhäuser hervorgehen. Im Widerspiel zur Belebtheit der Dachregion hat das Erdgeschoß* einen ganz geschlossenen Charakter, außer der Tür hat es grundsätzlich keine Öffnungen.

Weitere Mittel zur Gliederung der Fassade, und zwar nicht im organisch-architektonischen, sondern im spätgotisch-malerischen Sinne, sind die Erker und Laubengänge.

Die fortdauernde, ja noch gesteigerte Verwendung des Erkers in der nach der Renaissance benannten Epoche ändert nichts an seinem ausgesprochen spätgotischen Wesen. Er kommt aus der Burgarchitektur her, wo er schon in spätromanischer Zeit sich findet. Das Wort (in ältester Form *ärker*) taucht um 1200 in ritterlichen Kreisen auf. Unter den verschiedenen in Vorschlag gebrachten Ableitungen scheint uns die vom französischen *arquière* die wahrscheinlichste zu sein. In diesem Falle würde man als Erker ursprünglich die kleinen, nestartig an Mauern und Türme angeklebten Schützen- und Beobachterstände bezeichnet haben. Die in Nürnberg und auch sonst in Süddeutschland anstatt Erker gebrauchte Benennung *Chörlein* weist in anderer Weise ebenfalls auf den Ursprung in der Burgenarchitektur hin, nämlich auf die vorgekragten Altarnischen der Hauskapellen. Auf diesem Wege zuerst kam das Motiv in die Stadt. Längere Zeit blieb es an die Kapellenräume der Patrizierhäuser gebunden. Im profanen Gebrauch wird es vor dem 15. Jahrhundert kaum zu finden sein. Vorgebildet war es durch den wieder in den Burgen zuerst ausgebildeten Brauch tiefer Fensternischen mit aufgemauerten Sitzen. Wenn die damit gegebene Ausbuchtung des Innenraumes nach außen durch Vorkragung erweitert wurde, so war der Erker die gegebene Form dafür, und was den sachlichen Zweck betrifft, so ist er in dem in Niederdeutschland allgemein anstatt Erker gebräuchlichen Worte »Auslucht« unmittelbar ausgedrückt. Die Hausgenossen liebten an ihm die trauliche Enge und den unterhaltenden Blick Straße auf, Straße ab; den Künstlern aber war er willkommen als ein neues Element der Fassadengliederung, und zwar um so verwendbarer, je mehr der spätgotische Formengeist sich von der symmetrischen Kompositionsweise abwendete. Die Grundformen wurden mannigfaltiger: wir sehen neben den laternenartig ausgebauten auch solche, die nur zwei Seiten des Dreiecks zeigen, dann flach rechteckige, endlich turmartig durch mehrere Stockwerke geführte, diese besonders an den Ecken gut am Platze. Die Ausbildung der den Erker tragenden Kragsteine ist mannigfaltig, oft

* In neuerer Zeit ausnahmslos stark verändert.

sehr reich, ein Tummelplatz für spätgotische Überschneidungskünste.

Gewissermaßen das Gegenteil des vorspringenden Erkers ist die einspringende Laube (ahd. *louppa*), d. i. die Auflösung des Erdgeschosses in einen Bogengang. Die Voraussetzung ist das Reihnhaus und der Ursprung südeuropäisch. Der Norden hat sich aber die Laubengänge schon früh angeeignet; wir nennen als Beispiele Münster i. W., Marienburg und Heilsberg in Ostpreußen, ja sogar im hohen Norden, in Reval, war das Erdgeschoß des Rathauses gegen den Markt in Lauben aufgelöst. Die für südliche Länder geltenden Beweggründe: Enge der Straßen, Schutz vor Sonnenbrand — kommen nicht in Betracht. Offenbar hängen sie mit den mittelalterlichen Gewohnheiten des Detailhandels, dem Marktzwang und der Feilhaltung der Waren an offener Straße zusammen, wie man es heute noch z. B. in Straßburg in den Gewerbslauben beobachten kann. Daher kommt es, daß sie nur an den Hauptstraßen, am häufigsten am Marktplatz selbst, zu finden sind. Die neuere Zeit hat sie zumeist wieder beseitigt.

Im Wesen der Gotik lag es, daß sie dem Baustoff einen weitgehenden Einfluß auf die Formbildung gab. Den Unterschied zwischen Haustein und Backstein haben wir schon in der Kirchenarchitektur kennengelernt. Im Privatbau kam als drittes der Holzbau hinzu. Zu einem nicht geringen Teil beruht hierauf die große und erfreuliche Mannigfaltigkeit des deutschen Städtebildes. Stein und Holz gehen überall nebeneinander her; nur wo an Stelle des Steins der Backstein tritt, verschwindet der Holzbau frühzeitig oder tritt mindestens auf das Gebiet des Nutzbaus zurück. Die Frage, weshalb in der einen Stadt der Steinbau früher, in einer andern später die Vorherrschaft erlangte, muß aus den lokalen Bedingungen beantwortet werden. Nur sehr im allgemeinen läßt sich sagen, daß das Alter der Städte hierauf von Einfluß war. So sind in der Tat in Köln, Trier, Metz, Mainz, Konstanz, Regensburg, Nürnberg bedeutendere Holzbauten nicht mehr zu finden. Dagegen waren dieselben z. B. in Straßburg und Frankfurt, obgleich beide Orte für die Beschaffung von Stein günstig lagen, bis zum Dreißigjährigen Kriege im Übergewicht. In Nürnberg wechseln Bruchstein und Backstein, in Ulm ausnahmsweise Backstein und Holz, wobei aber zu bemerken ist, daß der Backstein infolge reichlicher Verwendung von Verputz nicht zu voller Entwicklung seiner formbestimmenden Eigenschaften kam. Reich an schönen Holzbauten sind alle mittleren und kleinern Orte in Schwaben, Franken, am Mittelrhein, in Hessen, im Weser- und Harzgebiet. Selbst eine so bedeutende Stadt wie Braunschweig war ganz in Holz gebaut; ebenso Hildesheim und Halberstadt. Aber wenig weiter östlich, an der mittleren Elbe, von Magdeburg bis Dresden, stand der Holzbau schon nicht mehr in Gunst.

Die Steinhäuser sind meistens aus verputztem Bruchstein mit Werksteinecken ausgeführt, nur an vornehmsten Häusern in Quaderstein. Im ersteren Falle trat häufig Bemalung ein, doch läßt sich Genaueres darüber nicht mehr sagen. Eine so vornehme, geradezu monumentale Behandlung, wie sie einige romanische Häuser des 13. Jahrhunderts in Köln und Trier aufweisen, ist später nicht wieder erreicht worden. Das sogenannte Overstolzenhaus in Köln (in Wahrheit für die v. Scheuer erbaut, Abb. 289) ist in seinem heutigen Bestande eine Kopie des 19. Jahrhunderts, indessen bis auf das veränderte Erdgeschoß genau. Die Art der Stockwerkteilung und die Regelmäßigkeit in der Anordnung der Fenster mutet beinahe modern an; richtiger ausgedrückt: es sind Grundsätze durchgeführt, die später erst wieder die Renaissance aufnahm. Überraschend ist auch die weitgehende Auflösung der Wände. Sie war für das Reihenhäuser unvermeidlich, wenn die tiefen Innenräume genügend Licht erhalten sollten. Indessen war damit auch schon der Konflikt mit der winterlichen Erwärmung gegeben. Auch die Frühgotik kennt noch die mehrteiligen Gruppenfenster, später werden die Fenster spärlicher, kleiner und in der Verteilung unregelmäßig; Erker und Tür, durch reiche, oft sehr reiche Schmuckformen ausgezeichnet, ergeben erhöhte Akzente, und als dritter tritt zu ihnen vielleicht noch eine Madonnenstatue hinzu. Die Punkte dafür sind aber nicht schon durch die Achsen festgelegt, sondern werden frei gewählt, woraus die der Spätgotik eigene rhythmische Mannigfaltigkeit hervorgeht. Sie versteht es derart, bequemere Inneneinrichtung mit künstlerisch anziehender Behandlung der Fassade zu verbinden.

Die norddeutschen Backsteinhäuser (Abb. 314—320) kennen den Erker nicht. Hingegen übertreffen sie den Steinbau im Reichtum der Flächengliederung. Der Sitz derselben ist der im Eindruck durchaus dominierende Giebel. Seine Staffelung erfolgt in wenigen, groß bemessenen Absätzen, die mit der senkrechten Flächenteilung durch Blendnischen streng korrespondieren (Teilungszahlen 3, 5, 7). Damit ist auch den Lichtöffnungen eine streng regelmäßige Anordnung vorgeschrieben. Die Tür ist groß, mit viel- und feingliedrigem Gewände, den Kirchenportalen ähnlich; Schichtenwechsel mit Glasursteinen, reiche Musterung der Terrakottafriese erhöhen den festlich-prächtigen und doch auf einen ernsten Grundton gestimmten Eindruck. Erst die späteste Zeit überließ sich der Häufung kleinlicher Motive. Als die Reihen dieser Häuser noch vollständig waren, müssen die Straßenbilder der Hansastädte die stolzesten gewesen sein, die irgendwo zu sehen waren, mit denen z. B. die Niederlande — man denke selbst an das reiche Brügge mit seiner durchaus kleinräumigen Wohnarchitektur — nicht wetteifern konnten, gegen welche Englands Städte sich einfach kümmerlich ausnahmen. — In Oberdeutschland, wo der Backsteinbau in manchen Gegenden viel Verwendung fand, brachte

er es doch zu keiner eigenen Stilhaltung; er versteckte sich unter Verputz in Hausteindetails.

Der Holzbau. In ihm wirkt die Herkunft der Stadt aus dem Dorf andauernd nach. Das Holzhaus hat auf deutschem Boden die ältesten Ahnen; trotzdem ist es, so wie wir es kennen, unter den städtischen Haustypen der jüngste. Es ist ein Erzeugnis des 15. Jahrhunderts. Wie weit dasselbe schon in den vorangehenden Jahrhunderten eine Kunstform besessen hat und welcher Art diese war, bleibt ganz im dunkeln. Nach allem Anschein hat die früh eingetretene Meinung, daß nur der Steinbau vornehm sei, ihn auf einer niederen Stufe zurückgehalten. Aber die erhoffte Geltung der mittleren Schicht des Bürgertums und der die Kunst des 15. Jahrhunderts überall neu belebende volkstümliche Geist führte den Aufschwung herbei. Selbst öffentliche Gebäude, wie die Rathäuser, fanden keinen Verlust an Würde darin, sich offen als Holzbauten zu zeigen. Die Blütezeit des Wohnbaus in Holz war das 16. Jahrhundert. Langsam drangen in die Zierformen Einzelheiten der Renaissance ein, blieben aber ohne Belang für die Gesamterscheinung, welche sich nicht mehr veränderte, gleichsam eine unberührte spätgotische Insel zwischen den wechselnden Stilströmungen der Folgezeit bis ins 18. Jahrhundert hinein. Die Zahl der vor 1500 liegenden Denkmäler ist nicht sehr groß, und sie konzentrieren sich auf das letzte Drittel des vorangehenden Jahrhunderts. Für ein höheres Alter, etwa bis zum Beginn des zweiten Drittels, können nur wenig Exemplare in Anspruch genommen werden *. Aus Vergänglichkeit des Materials läßt sich dies plötzliche Verschwinden nicht erklären. Wenn es nicht wenige Holzhäuser auf ein Alter von 400 bis 450 Jahren gebracht haben und bei sachgemäßer Pflege voraussichtlich über heute hinaus noch ziemlich lange weiter ausdauern werden, so ist nicht einzu- sehen, warum sich nicht auch ältere erhalten haben könnten. Daß sie fehlen, drängt auf einen andern Schluß. Es wird wahrscheinlich, daß im Holzbau an der Zeitgrenze, wo die Denkmäler aufhören, oder wenig vorher, eine innere Wandlung stattgefunden hat. Es mußte demnach in den mittleren Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts gewesen sein, daß der Typus in die Gestalt gebracht wurde, die wir heute kennen.

Der Aufbau des Holzhauses hat zwei Grundformen: den Blockbau, d. i. die waagerechte Schichtung runder oder eckig bearbeiteter Stämme, und den Ständerbau, auch Fachwerkbau genannt, d. i. ein Gerüst von lotrechten Pfosten mit waagerechten Verbindungen, eventuell verstärkt durch schräge Streben, wobei die Zwischenräume (Joche) mit Reisig und Lehm, auf höherer Stufe mit Bruch- oder Backsteinen ausgefüllt werden. Der Blockbau herrschte im skandinavischen Norden, in

* Die von Carl Schäfer für ein im 19. Jahrhundert abgebrochenes Fachwerkhaus in Marburg gewonnene Datierung auf 1320 steht auf schwachen Füßen und hat die allgemeine Wahrscheinlichkeit nicht für sich.

Osteuropa und im Bauernhaus der deutschen Alpenländer. Ob er als eine dem Fachwerk vorausgehende primitive Form jemals in Deutschland allgemein verbreitet gewesen sei, ist historisch ungewiß und keine logisch notwendige Folgerung. Das Fachwerkhaus und das Steinhaus sind, wie in ihrem Stammbaum, so auch in ihrem Formgesetz, voneinander grundverschieden. Das Steinhaus, zumal das der gewöhnlichen Art, nämlich in Bruchstein ausgeführt und bemörtelt, bietet in seinen Wänden geschlossene, das innere Gefüge unsichtbar lassende Flächen dem Auge dar. Zum Wesen des Fachwerkbaus gehört die Sichtbarmachung des struktiven Gerüsts, wodurch dasselbe zugleich unmittelbar dekorativ wirkt. Auch wenn Schnitzwerk und Bemalung hinzukommen, der stärkste optische Eindruck bleibt immer der Linienzug der dunkeln Hölzer auf dem hellen Grunde. Es liegt darin eine springende Lebendigkeit, die nur dadurch gedämpft wird, daß sie sich lediglich zeichnerisch auf der Fläche und in wenigen, durch das Herkommen festgelegten Figurationen bewegt. Die scharfe Trennung der struktiven von den füllenden Teilen macht den Fachwerkbau der Gotik wahlverwandt. Eine geschichtliche Einwirkung liegt aber nicht vor. Erst sehr spät und mit beschränkter Dauer sind einige ornamentale Formen der Steingotik auf den Holzbau übergegangen. So hart und unruhig, wie in den meisten Wiederherstellungen von heute, hat der Kontrast des Holzes gegen die Mauer ursprünglich wohl nicht ausgesehen; die hinzutretende farbige Bemalung muß zur Vermittlung gedient haben. Immerhin etwas Derbes ist von der schlagkräftigen Volkstümlichkeit des Fachwerkbaus unzertrennlich. Den konstruktiven Gepflogenheiten der Zimmerleute und den wechselnden Manieren der Ornamentschnitzer im einzelnen nachzugehen, ist hier nicht unsere Sache. Wesentlicher sind gewisse allgemeine Unterschiede zwischen dem nieder- und oberdeutschen Fachwerkbau.

Der niederdeutsche war der im Konstruktiven strenger denkende, allzeit konservativere. Die Ständer gehen bis zum oberen Abschluß der Diele durch, wo sie die Deckbalken aufnehmen. Das zunächst folgende Obergeschoß und so alle weiteren springen über die unteren vor. Für den Formcharakter des Fachwerkhauses sind diese Überhänge, auch Ausschüsse genannt, ganz wesentlich. Ihre waagerechten Linien, verstärkt durch die Schatten, die sie erzeugen, geben dem Fachwerkhause etwas, das es vom Stein- und Backsteinhause sehr unterscheidet, ja der gotischen Empfindungsweise geradezu entgegengesetzt ist. Eine einheitliche Erklärung für die Überhänge ist nicht gefunden worden. Man kann sich vorstellen, daß die Belastung der vorstehenden Balkenköpfe dem Durchbiegen der Mitte entgegenwirken sollte; auch der innere Raumgewinn (auf Kosten der Straße — weshalb die städtischen Bauordnungen immer dagegen ins Feld zogen, doch ohne Erfolg) mag geschätzt worden sein; ebenso der Schutz der unteren Stockwerke vor Schlagregen: der Haupt-

beweggrund war doch wohl der künstlerische, die Gewinnung einer dem Auge wohlgefälligen Gliederung. Sonst könnte man nicht verstehen, weshalb die Rückseiten, wo die Sache technisch nicht anders lag, in der Regel ohne Überhänge blieben. Ferner wären für den angenommenen technischen Vorteil vor allem die Langseiten in Betracht gekommen, weil doch die Deckbalken senkrecht zu diesen laufen; um für die Giebelseite Überhänge zu gewinnen, mußte erst eine künstliche Hilfskonstruktion mit Stichbalken vorgenommen werden. Vielleicht ist die Wendung der Langseite nach der Straße (in den Städten am Harz allgemein im Gebrauch) die ursprüngliche Anlage des Fachwerkhauses, und wären die Giebelfassaden erst in Nachahmung der Steinhäuser aufgenommen. — Sodann gehört zum Fachwerkhaus und unterscheidet es vom Steinhaus die vielfenstrige Wandauflösung. Ursprünglich entsprach jedem Joch eine Öffnung, so daß als Wand nur die Brüstungsfelder übrig blieben. Diese sowie die Horizontalbalken sind die Träger des Schnitzwerks, wogegen — mit sicherem Gefühl für den funktionellen Unterschied — die Ständer glatt bleiben. Die Freunde der Vorstellung von einem ununterbrochenen Fortleben altgermanischer Schnitzkunst sind darauf aufmerksam zu machen, daß gerade die altertümlichsten Denkmäler der Holzarchitektur ornamentlos sind und das dann allmählich auftretende Zierwerk zunächst in Nachahmung des Steinbaus sich ergeht. So ist z. B. eines der ältesten Holzhäuser, der Ratskeller in Halberstadt von 1461, an der Saumschwelle mit Vierpässen, an den Balkenköpfen mit Masken, an den Konsolen mit Figürchen von Gauklern und Musikanten besetzt (Abb. 323). Ebenso hängt das Haus in Braunschweig von 1520, von welchem wir die Abb. 327 geben, in seinem Ornament nicht weniger eng mit dem Steinstil zusammen. Die Hauptzeit für das rein holzmäßig gedachte Ornament ist die nachgotische, etwa 1530—1580, und erst danach drängt sich die akademisch gewordene Renaissance mit ihren Perlstäben, Zahnschnitten, Kartuschen und Löwenköpfen ein.

In Oberdeutschland gibt es keine ganz in Fachwerk gebauten Städte, wie Hildesheim oder Braunschweig; das Fachwerkhaus ist zwischen Steinhäuser eingestreut. Die Rathäuser von Eßlingen und Markgröningen (Abb. 325) aus dem 15. Jahrhundert zeigen in ihrer wuchtigen Altertümlichkeit von der niederdeutschen Art keinen nennenswerten Unterschied. Je tiefer ins 16., um so merklicher wird er aber. Es fehlt die strenge Konsequenz des Gefüges, und es lockert sich der innige Zusammenhang von Dekoration und Konstruktion, dem das norddeutsche Haus mit seltenen Ausnahmen treu blieb. Auf der Gewinnseite steht eine geschmeidigere Anmut der Haltung, die wieder dem Norden abgeht. Den Ausgangspunkt bildet eine technische Neuerung, die Einführung eines mit der Schwelle korrespondierenden Rahmenholzes, in das die oberen Enden der Ständer eingezapft sind. Dadurch wird jedes Stockwerk ein abgeschlossenes

System für sich. Auf den vorspringenden Balkenköpfen ruht wieder eine Schwelle und auf dieser stehen die Ständer des nächsten Geschosses in beliebiger Verteilung; sie können denen des unteren entsprechen, aber sie brauchen es nicht. Je mehr die Freude an der malerischen Asymmetrie zunahm, um so häufiger wurde von der Abweichung Gebrauch gemacht. Die Überhänge laden weniger aus und können ganz fehlen, die Balkenköpfe bleiben unverziert, und Unterstützung durch Büge ist bei ihnen nicht gebräuchlich. Die Flächen zwischen den Ständern sind nicht völlig von Fenstern eingenommen und werden dann durch schräge Streben oder durch gekrümmte Hölzer in mannigfaltigen Figuren dekorativ belebt. Die Fenster liegen in einem aus der Fläche vortretenden Rahmen. Das Erdgeschoß ist meistens aus Stein.

Es gereicht dem deutschen Bürgertum zur Ehre, daß ihm seine Selbstdarstellung in so kraftvollen und ganz originalen Charaktergestalten, wie das Backstein- und Fachwerkhaus, gelungen ist. Es geschieht, was sehr zu beachten ist, ohne Streben nach individueller Auszeichnung. Wohl lassen sich größere und reichere Häuser von solchen unterscheiden, die es weniger sind; die Grundzüge sind ganz gleich, die Stimmung einheitlich. Es ist, als ob einmal, in dem Augenblick, da die Phantasie produktiv war, stillschweigend ein Beschluß der Baugemeinde gefaßt worden wäre, dem sich alle unterwarfen. Das lebendige Gefühl der Verpflichtung an gemeinsame Aufgaben hatte die Stadtgemeinden stark gemacht; als der einzelne für sich auf Erfolg und Gewinn ausging, sanken sie. Beide Stadien finden im Bauwesen, das erste mit der Gotik, das zweite mit der Renaissance zusammengehend, ihr klares Abbild.

DIE ÖFFENTLICHEN BAUTEN.

Der in den Gemeindebauten entwickelte Bauehrgeiz steht nicht in einfacher Proportion zu der Größe und Wohlhabenheit der betreffenden Stadt. Wie es scheint, hat ein anderer Unterschied, der von Reichs- und Landstadt, größeren (natürlich nicht alleinigen) Einfluß darauf gehabt. In Landstädten, die zugleich Wohnsitze des Fürsten waren, ergibt sich das Zurückstehen der städtischen vor den fürstlichen Bauten von selbst, wogegen in den freien Städten Rathäuser, Zeughäuser, Tanzhäuser, Trinkstuben, vorzüglich auch die Tor- und Befestigungsbauten mit ganz anderem Selbstbewußtsein vorgetragen werden, oft in Größe und Schaustellung über das notwendige Maß hinaus. Auch vergesse man nicht, daß im vorgerückten Mittelalter die Fürsorge der Stadtverwaltungen vieles umfaßte, wofür heute der Staat zuständig ist. Von landesherrlichen Verwaltungs- und Gerichtsgebäuden, die es doch auch gegeben haben muß, haben wir keine Kunde, es wäre denn, daß wir die Schlösser und